III. Nachrichten aus dem Kameradenkreise.

Briefe von Kameraden.

Olmolog-Oberhof, den 19. Mai 1911.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Verzeihen Sie bitte, daß beiliegender Brief nicht eher abgegangen ist, ich hatte aber in letzter Zeit sehr viel mit Viehkrankheit zu tun und deshalb den Kopf immer so voll, daß meine ganze Privatpost liegen blieb.

Neues ist von hier nicht zu berichten, doch wird Sie es vielleicht interessieren, etwas über die hiesigen Eingeborenen zu hören. Es gibt gewiß maßgebendere Berichte über die hiesigen Völker, doch tritt manches dem reisenden Beobachter vielleicht nicht so entgegen, wie jemandem, der durch das tägliche Zusammenarbeiten ständig mit den Leuten in Fühlung bleibt.

Die Wanyamwyesi gelten hier als die besten Arbeiter und das mit Recht. Meist groß, stämmig und muskulös gebaut, können sie bei der richtigen Behandlung und Anleitung Beträchtliches leisten. Sie sind im allgemeinen willig und ich brauche wenig zu schlagen. Mit der Wahrheit nehmen sie es nicht allzu genau und kann man sie leicht zur Lüge überreden. Wenn ich z. B. frage: „Haben in der Nacht die Löwen gebrüllt?“ „Nein!“ „So, ich glaubte sie zu hören!“ Dann ist es sicher, daß der zweite oder auch der erste jetzt sagt: „Ja!“ Ich halte sie für hysterisch. Keusch sind sie gerade nicht, auch nicht ihre Frauen.

Wadschagga habe ich nur kurze Zeit gehabt und da habe ich im Gegensatz zu der Bemerkung über dieses Volk in der Bücherbesprechung (Kulturpionier 1910. 1) folgendes Bild von ihnen erhalten: faul, dumm, schlapp infolge zu frühen Geschlechtsverkehrs. In ihnen habe ich den Neger gefunden, der nach vielen Beschreibungen sehr früh altert. Ich kenne nur eine Ausnahme, meinen Jungen Max, der aber entschieden viel Massaiblut in den Adern hat und von Kindheit an unter Europäern ist, also gewissermaßen „europäische Erziehung“ genossen hat.

Nun komme ich zu meinen wichtigsten Leuten, meinen Hirten, den Massai. Von den Schwarzen verachtet, weil sie nicht so charakterlos und sinnlos die europäische Kultur nachäffen. Von vielen Weißen beschimpft, vermutlich aus Angst, erringen sie sich immer mehr mein Interesse, ich möchte fast sagen, meine Achtung. Tapfer bis zur Todesverachtung, bleibt er seinen alten Sitten und Volksanschauungen treu. Selbstbewußtsein und Stammesstolz zeigen sich schon in seiner Haltung. Ich möchte sagen, der Massai hat etwas Germanisches. Auch unsere Vorfahren haben nicht die Rechtsauffassung gehabt wie wir und trotzdem können wir auf

Charaktereigenschaften stolz sein, die wir von ihnen ererbt. Mir ist wenigstens ein Massai, auf den, wenn ich ihn einmal gewonnen habe, — und er ist für gute Behandlung sehr empfänglich — ich mich verlassen kann, lieber als ein Schensi, der vor mir zu allem Ja und Amen sagt, und nachher es doch nicht tut. Vielleicht charakterisieren ihn am besten folgende beiden Geschichten: Ich hatte Fleisch geschossen und ließ dabei 2 Massai mit der Weisung, zu warten, bis die Wadschagga kämen und es holten. Ich schickte letztere, doch zogen sie es vor, auszureißen. Am nächsten Morgen traf ich meine beiden Massai beim Wild, ganz durchgeregnet und ringsherum Spuren von 3 Löwen und 2 Leoparden und das 50 m davon liegende Zebra aufgefressen. Als wir nach Hause kamen, wollte eine Kuh kalben und der dabei aufpassende Massai genügte nicht zur Hälfte, da war es selbstverständlich, daß die beiden sich bis spät in den Nachmittag um die Kuh kümmerten.

Ehe ich hinaufzog, verbrannte ich die Massaihütten am Oberhof, da sie aus Dung hergestellt sind und ich sie als Krankheitsherd fürchtete. Nun trat Regen ein und meine Massai liegen mit Weib und Kind bei 10° C. unter freien Himmel im Regen. Ich baue ihnen natürlich eine Hütte, aber im Handumdrehen geht das nicht, aber mein guter Wille genügt ihnen, singend und lachend tun sie ihre Arbeit, trotz Husten und Schnupfen.

Soweit meine bisherigen Beobachtungen.

Mit bestem Gruß an ihre hochgeehrte Frau Gemahlin und ganz Wilhelmshof

Ihr dankbarer Schüler

Gerhard Hubrig.

s. f. Watoelis, Halte Prambon C. L.,
(Java), 12. 5. 1911.

Geehrter Herr Direktor!

Es ist schon eine lange Zeit her, daß ich was von mir hören ließ und haben sie mich vielleicht schon zu denjenigen gerechnet, die Wilhelmshof und seine Bewohner vergessen haben, doch dem ist nicht so.

Beginn 1911 empfing ich Ihr Schreiben, in welchem Sie mich aufforderten, mich durch Einsendung von Landbau- und Plantagenprodukten, ferner Gegenstände bezughabend auf die javanische Volkswirtschaft, an einer in Kassel abzuhaltenden Ausstellung zu beteiligen. Leider hat sich meine Sendung verzögert, sodaß sie nicht mehr rechtzeitig zur erwähnten Ausstellung eintreffen kann. Beim Beschaffen von Plantagenprodukten stellten sich mir allerlei Schwierigkeiten entgegen, da ich ja jetzt in der Zuckerindustrie tätig bin und so bei der Beschaffung von einigen Pflanzungsprodukten auf

die Vermittlung und das Entgegenkommen meines früheren Chefs auf Getas angewiesen war. Beim Correspondieren hierüber und beim Versand ging eine Menge Zeit verloren, wodurch meine Sendung sich verzögert hat.

Mit diesem Briefe zugleich sende ich Ihnen eine Anzahl Photographien, die ich zur Zeit auf der Pflanzung Getas genommen habe, sie geben einigermaßen ein Bild, wie es auf einer Westjavanischen Pflanzung aussieht, ferner finden Sie einige Baumtypen, wie Kaffee- und Kakaobaum, Aufbereitung der Rohprodukte, unter anderen des Kapoks.

Sollten die Bilder noch rechtzeitig eintreffen, so werden sie wohl irgend ein bescheidenes Plätzchen finden können.

Für's Museum habe ich ethnographische Gegenstände aufgetrieben, unter anderm javanisches Haushaltungsgerät, aus rotem Ton verfertigt. Die Schüsselchen und Pfannen entsprechen größtenteils nicht der wahren Größe, gleichen aber in jeder Hinsicht dem originalen Haushaltungsgerät; das Angenehme ist, daß die gesandten Gegenstände wenig Platz einnehmen. Ferner finden Sie in der Kiste ein Blech mit in Formalin präparierten Kakao-, Kaffee- und Muscatnußfrüchten. Leider hat die Konservierungsflüssigkeit die Farbstoffe der Früchte verändert, wogegen ja leider nicht viel zu machen ist, vielleicht hat man bessere Konservierungsflüssigkeiten, aber wie Sie sich denken können, bin ich auf diesem Gebiete nicht eingerichtet.

Da eine weitere Detaillierung in diesem Briefe zu weit führen würde, so fertige ich eine Liste vom Inhalt der Kiste an. Auf der Liste sind die einzelnen Gegenstände, der javanische Name derselben, sowie der Gebrauch angegeben. Das Haushaltungsgerät, Flechtwerk 2c., habe ich der Einfachheit halber mit Nummern versehen, wodurch die zueinander gehörenden Teile nicht verwechselt werden können.

Ich hoffe, daß mein bescheidener Beitrag das Museum etwas bereichern wird, denn wie ich im Kulturpionier las, besitzt es nur noch wenige Gegenstände von Java und den anderen holländischen Besitzungen.

Wie ich ja schon im Beginne meines Briefes erwähnte, habe ich ein Arbeitsfeld in der Zuckerindustrie gefunden und zwar als Chemiker. Die geringe Auskunft auf baldiges Vorwärtskommen in den Bergkulturen führten mich zu diesem Schritt, den ich bis jetzt noch nicht bereut habe. Die Zuckerrohrkultur ist wohl neben der Reiskultur die bedeutendste auf Java, denn Java zählt nicht weniger als ungefähr 200 Fabriken mit rationellem Betrieb. Bei den schönen Zuckerpreisen ist in 1909, 1910 ein schönes Stückchen Geld verdient worden, die Aussichten für den guten Verkauf von 1911 sind dagegen wenig günstig zu nennen. Japan, das zur Zeit ein guter Abnehmer des Javazuckers war, beginnt nun den Zucker zu boycottieren, um hierdurch seine junge Industrie auf Formosa zu heben. Viele Fabriken, die früher um den Rohzucker (Muscovado) ablieferten, legen sich jetzt auf die Bereitung von weißem Zucker, der bessere Preise hat.

Ende dieses Monats beginnt unsere Campagne und dann geht für 4—4½ Monate das Schuften los, da Tag und Nacht durchgearbeitet wird. Ich habe dann das Vergnügen, jede Nacht Dienst zu tun und läuft meine Wacht von Abends 8 bis Morgens 8, also 12 Stunden, was keine Kleinigkeit ist.

Des Tags über genießt man keinen ungestörten Schlaf, sodaß einem Nachts die Augen zuzufallen drohen, aber dagegen muß man sich wehren. Gerade in einer Zuckerfabrik mit seinem komplizierten Betrieb ist strenge Kontrolle über die javanischen Kulis nötig, da sie vor allen Dingen Nachts Morpheus Armen nicht widerstehen können. Man ist ja nicht immer in der Fabrik, sondern auch zeitweise im Laboratorium beschäftigt, um die vorschriftsmäßigen Analysen zu machen oder die Arbeit der javanischen Assistenten zu kontrollieren. Es würde zu weit führen und zu langweilig sein, hierauf weiter einzugehen.

Nach abgelaufener Campagne kommt dann eine lange Ruhezeit, in der man sich mal wieder ausschlafen kann und etwas Geschmack von der Nachtruhe bekommt. Das Leben auf einer Zuckerfabrik ist lange nicht so eintönig, wie das in der Kaffeekultur. Die Zuckerfabriken sind meistenteils durch sehr gute Poststraßen verbunden, sodaß man nach abgelaufener Campagne per Auto oder Wagen seine Kollegen auf anderen Fabriken besuchen kann, in den Bergkulturen sind die Wohnungen der einzelnen Aufseher oft kilometerweit entfernt und die Beschaffenheit der Wege derart, daß man sie nur auf Pferdes Rücken zurücklegen kann. Der Sport wird hier bei uns auch eifrig betrieben, vor allen Dingen das Tennisspiel, bei genügender Teilnahme auch das Fußballspiel. In unserm Casino (natürlich in bescheidenem Sinne gemeint) vereinigen sich abends hauptsächlich die Junggesellen, um das edle Billardspiel auszuüben, das sehr viele Liebhaber gefunden hat.

Für die Stillung des Durstes ist auch gesorgt, sodaß der Aufenthalt daselbst riesig gemütlich ist.

Sehr angenehm ist es, daß wir in der Nähe Soerabajas sitzen, welche Handelsstadt in einer knappen Stunde mit der Bahn zu erreichen ist. In einem Morgen kann man hin und zurück und so die notwendigsten Kommissionen machen; sitzt man nun oben in den Bergen, so schicken die Händler oft genug minderwertige Waren, die sie in der grande capitale nicht loswerden können, spekulierend, daß der Besteller wegen der Scherereien die Sendung nicht zurücksenden wird. Sie sehen hieraus, daß das Leben in der Zuckerindustrie viel abwechslungsreicher und geselliger ist, als in den Bergkulturen.

Hiermit habe ich Ihnen in kurzen Zügen geschildert, wo ich mich aufhalte und was mein Wirkungskreis ist.

Vor langer Zeit hörte ich von Dr. Peppler, daß Sie eine Reise nach Südwest unternommen hätten, um sich persönlich von den dortigen Verhältnissen zu überzeugen.

Soweit ich mich erinnere, konnten die Kameraden in Südwest nicht einig werden in casu Alten Herren-Verband, und schien es, als ob diesem jungen Verband ein nur kurzes Bestehen beschieden sein würde. Da ich im Kulturpionier nichts weiter über die Sache hörte, sah ich davon ab, weiterhin zur Formung eines Kapitals pekuniär beizutragen. Wie jetzt die Verhältnisse liegen, weiß ich nicht, da ich von den Kameraden in Südwest kaum etwas höre und Sie sich hierüber auch nicht auslassen. Eine geregelte Korrespondenz ist auch nicht durchzuführen, da dies zu weit führen würde.

Nach Ihrer Rückkunft aus Südwest trat ja Dr. Peppler seine Studienreise nach Kamerun an, sicher um Material auf botanischem Gebiet zu sammeln und in den Vorlesungen zu verwerten. Vielleicht kann ich auf diesem Gebiet auch noch ein Scherflein beitragen und das Gewächshaus mit einigen Kakaosorten bereichern. Wenn Sie Wert darauf legen, werde ich der Schule einige Kakaofrüchte schicken, die ich gänzlich in Paraffin tauchen werde; auf diese Weise präpariert, können die Früchte die Reise überstehen und sind die Samen dann noch keimfähig. Ich glaube, daß es jetzt wohl die geeignetste Zeit wird, da dann die Keimlinge den Sommer über Licht und Wärme haben. Auch einiges Material, betreffend die Zuckerkultur, könnte ich auch noch beschaffen, unter anderem verschiedene Sorten von Zuckerrohr und einige Rohzuckerproben. Wie ich schon im Anfang meines Briefes erwähnte, entzieht eine Formalinauflösung leider die für die einzelnen Rohrsorten typischen Farbstoffe und verliert das Material dann an Demonstrationswert.

Falls Sie Wert auf mein Angebot legen, so bitte ich Sie, mich brieflich darüber zu benachrichtigen und werde ich dann die Sachen beschaffen.

Die Gesundheitszustände auf Java sind augenblicklich schlecht; Sie werden wohl gelesen haben, daß die Pest und Cholera auf manchen Plätzen Javas epidemisch herrscht. Die Cholera hatten wir ja schon im vorigen Jahr und auch hier auf der Fabrik, wobei ein Angestellter daran glauben mußte. Zum Glück aber wich diese gefürchtete Krankheit vor Beginn der Campagne, die ungestört verlief. Die Entdeckung, daß die Pest auf Java herrsche, rief große Bestürzung hervor, zumal man Java gegen den schwarzen Tod immun wähnte. Die Krankheit trat im Beginn unter eigenartigen Begleiterscheinungen auf, sodaß die Aerzte nicht sogleich die Diagnose stellten, und erst später verrichtete bakteriologische Untersuchungen führten zur Erkennung der Krankheit. In Soerabajas kamen einige Kranke vor, sodaß unser Hafenplatz für infiziert erklärt wurde. Handel und Schiffahrt haben natürlich Verluste dadurch zu buchen.

Die Bekämpfung solch virulenter Krankheiten ist bei einer dummen und indolenten Bevölkerung sehr schwierig, da die Leute zum größten Teil nicht mitarbeiten, sondern noch entgegenarbeiten. Hoffen wir auf eine Wendung zum Guten.

Von Zeit zu Zeit nehme ich mein Album mit Photographien aus meiner Witzenhäuser Zeit vor und werden dann beim Beschauen

so manch angenehme Erinnerungen wach und bekommt man Sehnsucht, die Stätte mal wiederzusehen, wo man eine so nette und ungestörte Jugendzeit verbracht hat. Aber mit der Zeit ändert sich auch der Mensch, nur fühlt sich der Europäer, der lange in den Tropen gelebt hat, in der Heimat nicht immer zu Hause. Die Witterungsverhältnisse sind ja in letzter Zeit in Europa auch nicht günstig, sodaß man manchmal kaum eine Grenze zwischen Herbst und Sommer ziehen kann. Hier auf Java herrscht Tag für Tag Sonnenschein und die trüben Tage sind zu zählen, und das ist auch gut so, denn ohne die sengenden Sonnenstrahlen würden schädliche Bakterien und andere Mikroben unser Leben bedrohen. Gerade bei solch epidemischen Krankheiten wie die Pest und Cholera haben wir an unserer lieben Sonne einen gewaltigen Desinfektionsapparat.

Nun, werter Herr Direktor, haben Sie für einige Zeit wieder von mir etwas gehört, und hoffe ich, daß ich Sie mit meinem Schreiben nicht gelangweilt habe, denn es ist nicht jedermanns Sache, einen interessanten und gut disponierten Brief auf's Papier zu bringen.

Zum Schlusse bitte ich Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin und den Kindern bestens empfehlen zu wollen. Sie selbst grüßt vielmals

Ihr ergebener

J. R. C. Peelen.

Hannover, 25. Juli 1911.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Angeregt durch meine Erfahrungen mit meiner kleinen kanadischen Ausstellung auf der landwirtschaftlichen Ausstellung in Kassel, möchte ich, kurz vor meiner Abreise nach Edmonton, Alberta, einige weitere Aufklärungen über kanadische Verhältnisse geben.

Während man ja allmählich auch hier in Deutschland Kanada nicht mehr als den einst verschrieenen „Eiskeller Amerikas" ansieht, fragte mich doch in Kassel ein biederes Bäuerlein: „In Kanaan da hävt jt woll gor keinen Winter?" und ein anderer: „Ja, das wäre ja ganz schön in Kanada, wenn da nur nicht soviele „Löwens" wären. Während es nun leicht ist, solch scherzhaften Auffassungen entgegenzutreten, hält es schwieriger, manche Leute von einer merkwürdigen Engländerfurcht zu heilen. Einer war nicht von der Idee abzubringen, daß „die Engländer" dem Deutschen einfach sein Land abnehmen würden, nachdem er es einige Jahre bewirtschaftet hätte. Da wurde ich beinahe wütend. Wir wohnen doch nicht im finstersten Rußland! Wir sind nicht von einem Usurpator unterdrückt! Nein, die kanadische Nation ist zwar jung, aber gerade in Bezug auf Landbesitz sind ihre Gesetze musterhaft klar und sicher. „Die Engländer" haben außerdem, das scheint auch sehr wenig bekannt

zu sein, mit der kanadischen Gesetzgebung absolut nichts zu tun. Ihre Oberheit über Kanada ist rein nominell und die Bürger der Dominion wählen alle vier Jahre ihre eigene — rein kanadische — Regierung. Ja, die Kanadier besitzen sogar vielfach eine Abneigung gegen ihre Vorfahren, wie folgende in kanadischen Zeitungen nicht seltene Anzeige beweist: „Laborers wandet. — Englishmen need NOT apply."

Häufig scheint man auch die Naturalisation zum kanadischen Bürger zu fürchten. Erstmal braucht diese ja nur dann zu geschehen, falls man Besitzer einer Heimstätte werden will. Dann wird aber in der Bürgerurkunde ausdrücklich hervorgehoben, daß man durch die Naturalisation seine Verpflichtungen dem Stammlande gegenüber nicht verliert. Wer also glaubt, durch Ablegung des kanadischen Bürgereides von der Dienstpflicht in Deutschland entbunden zu sein, ist auf dem Holzwege.

Wem ist zur Auswanderung nach Kanada zu raten? — Jedem, der sich landwirtschaftlich selbständig machen will, dem aber die Mittel fehlen, um sich in den deutschen Kolonien niederzulassen. Ich möchte also hervorheben, daß es mir viel lieber wäre, wir hätten in unseren Kolonien Platz und Gelegenheit für alle unsere Auswanderer. Aber da dies nun mal nicht der Fall ist, glaube ich, sagen zu können, daß Kanada das beste Land für die oben genannten Auswanderer ist. Als Beweis will ich nur die Tatsache aufführen, daß sämtliche Witzenhäuser Kameraden, die in Alberta wohnen und die mir bekannt sind, sich sehr wohl fühlen und dort dauernd bleiben wollen. Allgemein gesagt, möchte ich auch auf die riesige Zuwanderung hinweisen: in den ersten vier Monaten dieses Jahres allein 400 000, davon an hunderttausend aus den Vereinigten Staaten, also Einwanderer, die doch einigermaßen über kanadische Verhältnisse orientiert sind.

Die meisten lockt das Angebot der kanadischen Regierung 160 Acker (64 Hektar) Land völlig umsonst als Heimstätte zu erwerben. Dieses Land kann sich der Einwanderer selbst aussuchen. Allerdings gibt es in den älteren Gebieten und nahe der Eisenbahn kein gutes Land mehr. Aber überall in West-Kanada werden neue große Gebiete durch Eisenbahnbauten erschlossen. Gutes Land gibt es da in Hülle und Fülle. — Natürlich sind auch auf der Heimstätte einige tausend Mark für die ersten Einrichtungen und Anschaffung nötig. Im Sommer findet man jederzeit leicht Stellung in den älteren Ansiedlungen. Auf diese Weise lernt man den — übrigens sehr extensiven und verhältnismäßig einfachen — Farmbetrieb kennen. — Wer aber mindestens 6—10 000 Mark mitbringen kann, steht sich im allgemeinen besser, wenn er eine eingerichtete Farm kauft. Wirklich gute Farmen kann man in Zentral-Alberta (Umgegend von Edmonton) für etwa 12 000 Mark (64 Hektar) kaufen; dabei genügt aber eine Anzahlung von ca. 3000 Mk., während der Rest in mehreren Jahren zu bezahlen ist. Auf diese Weise ist es

doch möglich, von Anfang an gute Ernten zu erzielen, was auf der Heimstätte nicht der Fall ist.

In einem älteren Heft des „Deutschen Auswanderers" fand ich einen Artikel über Kanada, der in manchen Punkten durchaus nicht den Tatsachen entspricht, wovon sich Herr Pfarrer Grisebach auf seiner Reise durch West-Kanada überzeugt haben wird. U. a. heißt es da: „Es tritt deutlich zutage, daß das katholische Element unter den Deutschen Kanadas stark überwiegt." Während die Konfessionsfrage für die meisten Auswanderer nicht ausschlaggebend ist, möchte ich doch hervorheben, daß jene Feststellung nur für die Provinz Saskatchewan stimmt. In Alberta sind nur drei kleine deutsch-katholische Gemeinden, während die große Mehrzahl der Ansiedlungen lutherisch, viele baptistisch und einige Herrenhuter sind. — Hier sei auch hervorgehoben, daß die Deutschen sich nur selten zersplittert haben. Die allermeisten sind in größeren deutschen Ansiedlungen vereinigt, wo sie oft 2—3 (in Edmonton 5!) deutsche Kirchen haben.

Herr Dr. Dwuzet hat im letzten Kulturpionier die Verhältnisse in Kanada recht sachlich und gründlich dargestellt. Zuverlässige Auskunft erhalten Interessenten bei Bezugnahme auf meinen Namen auch durch „The Minister of the Interior", Ottawa, Kanada.

Wm. Krankenhagen,
c. o. Alberta Herold,
Edmonton, Alta, Kanada.

Gorbea, 25. 5. 1911.

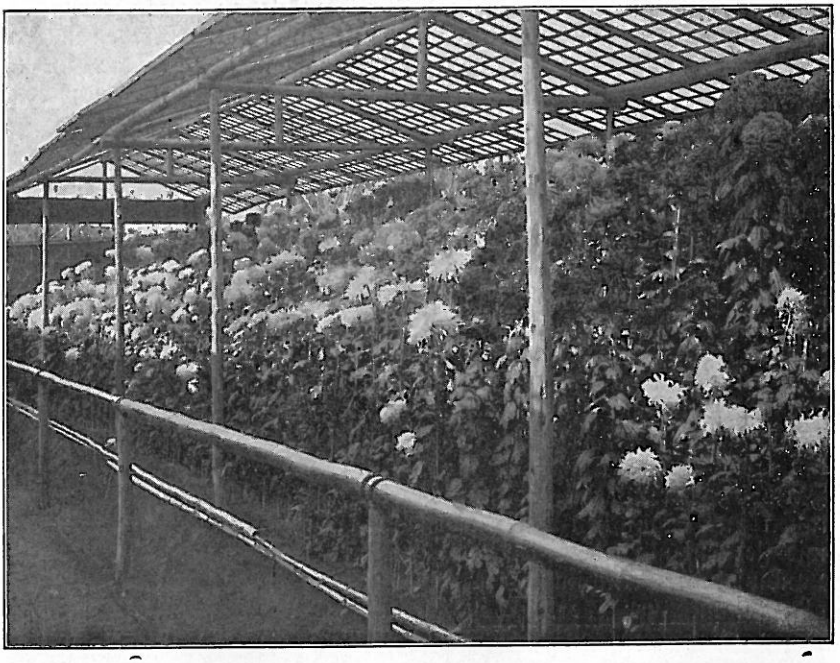
Sehr verehrter Herr Professor!

Vor allen Dingen fühle ich mich verpflichtet, Ihnen, verehrter Herr Professor, für die Bäumchen, die vor einigen Tagen hier anlangten, meinen allerbesten Dank zu sagen. Die ganze Geschichte hatte sich sehr in die Länge gezogen, weil die chilenische Regierung trotz der Bescheinigung, daß die Bäumchen alle frei von Krankheit waren, selbige nicht ins Land hereinlassen wollte. Wir haben viel Scherereien gehabt, aber was ja die Hauptsache ist, jetzt sind sie in unserem Besitz, zwar haben die Pflanzen ein wenig gelitten, woran aber nur die Verzögerung Schuld ist. Wie gesagt, sind die Bäumchen sehr gut ausgefallen und haben uns große Freude bereitet und sagen wir Ihnen für die freundliche Bemühung nochmals besten Dank. Hier stehen wir nun im Winter, vor Regen weiß man nicht wohin, es ist schrecklich, und kann mir Chile gar nicht gefallen. Ich weiß noch nicht, was ich machen werde, aber bestimmt kann ich sagen, daß ich hier nicht bleibe. Ich muß mir in Ruhe

einmal überlegen, wohin ich nun gehe. Mein größter Wunsch ist wieder die Campanha mit der schönen Viehzucht, die mir eine riesige Freude bringt. — Von meinem Vater hörte ich, daß das Wappen für mich abgeschickt sei und werde ich es wohl bald erhalten; auch für dieses erlaube ich mir Ihnen, verehrter Herr Professor, besten Dank auszusprechen, ich will es Wilhelmshof zu Ehren tragen. Wie geht es Ihnen, verehrter Herr Professor, nebst Ihrer werten Frau Gemahlin? Hoffentlich recht gut. Ich muß oft an die schöne Zeit in Wilhelmshof zurückdenken, es war so nett dorten und man lebte so frei dahin, manches viel zu leicht nehmend. In der Welt werden an den jungen Mann heute große Ansprüche gestellt. Doch nun, verehrter Herr Professor, lassen Sie mich schließen. Ihnen, wie Ihrer verehrten Frau Gemahlin, sowie ganz Wilhelmshof die herzlichsten Grüße ergebenst

Ludwig Schuhmacher.

Gorbea, casilla 79, Chile,
in/casu de Sr. C. Gleisner.



Eine Chrysanthemum-Ausstellung im kaiserl. Palast in Tokio.